

Zeitschrift:	Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber:	Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band:	54 (1983)
Heft:	5
Artikel:	Heisse Eisen : das lehrt uns Charlies Tagebuch : gut versorgen? Gut betreuen? Lieben!
Autor:	Brun, Herbert
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-811922

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das lehrt uns Charlies Tagebuch

Gut versorgen? Gut betreuen? Lieben!

Es war einmal ein, ja, einst lebte und wirkte ein Bursche im «Sunnehüsli» am Abhang des Waldisberges, der schien Zeit und Unwirtlichkeit der Wirklichkeit vergessen zu haben. Vor vielen Jahren kam er als Schützling, als Waisenkind, ins Heim. Er fügte sich anstandslos ins Heimleben ein. Er war unauffällig, gefällig allüberall, zurückhaltend, doch freundlich, nie gab er Anlass zu einer Besprechung, und als er seine Schulpflicht erfüllt hatte, blieb er weiterhin im Heim. Seine Anstelligkeit, seine Hilfsbereitschaft und seine Zuverlässigkeit wurden allseits so geschätzt, dass alle Mitarbeiter im «Sunnehüsli» sehr dankbar waren um den Einsatz dieses willigen Geistes. Jedermann konnte ihn überallinstellen, und der junge Mann, nennen wir ihn Charlie, erledigte alle Aufgaben pflichtbewusst und treu. Der brave Charlie ward ein guter Tscholi! Charlie hier, Charlie dort, Charlie komm schnell – und Charlie sprang, eilte, putzte, kochte, wusch ab, jätete, brachte Kaffee oder ein Gitter Salat – der gute, liebe Tscholi machte alles. Die an ihn gestellten Ansprüche erfüllte er pflichtbewusst, und wenn er so seine Pflichten erfüllt hatte, konnte der «Mohr gehen». Er zog sich in sein Zimmerchen zurück, das er seit jeher bewohnt hatte. Was er dort tat oder nicht tat, das entzog sich den Mitarbeitern, das war ja sowieso Privatsache, denn Charlie war ja erwachsen, selbständig.

Erst als er eines Morgens nicht zur Arbeit erschien, bemühte sich ein Mitarbeiter in Charlies Zimmer. Zu spät . . . Charlie lag angekleidet auf seinem Bett und schlief, schlief den Schlaf des Gerechten. Immer hatte er ja seine Aufgaben erfüllt. Wie ein Lauffeuer ging es durchs «Sunnehüsli», und bald standen alle Mitarbeiter und viele Kinder um Charlies Bett und gaben ihm so die letzte Ehre, ihm dem nimmermüden, treuen Charlie. Draussen prasselte der Regen wie zur Bestätigung der allgemeinen Trauer. Charlie hinterliess eine grosse Lücke. Erst jetzt merkten alle, wieviele, zumeist unangenehme Arbeiten, der junge Mann stillschweigend und ohne Murren zu aller Zufriedenheit erledigt hatte.

Charlie hinterliess nicht nur eine Lücke, die sehr schwer ausgefüllt werden konnte. Der Tod hatte ihn wohl auch beim Schreiben seiner Tagebuchnotizen überrascht. Neben ihm lag ein unscheinbares Heft, worin Charlie ebenso pflichtbewusst die Ereignisse und seine Gedanken zum Tag notiert hatte. Ein erschütterndes Werk. Hier beim Schreiben hatte wohl Charlie alle seine Aggressionen, die jeder Mensch besitzt, seine Demütigungen, die der «liebe, gute, brave und immer so friedfertige Tscholi» erdulden musste, die vielen Undankbarkeiten in seinem noch so jungen Leben notiert. Im Schreiben hatte er sich vielleicht getröstet und seine Einsamkeit zu überwinden versucht. Neben der alltäglichen Pflichterfüllung hatte er im Schreiben offensichtlich um seine Selbstverwirklichung gerungen.

Einige Tagebuchfragmente möchten wir hier anführen.

«21. Januar 1970: Nach einem Streit mit dem Lehrer erschien heute Nachmittag mein Vormund. Er nahm mich mit, und gemeinsam fuhren wir über eine Stunde in seinem Auto und hielten schliesslich vor einem grossen Haus. Viele Kinder spielten, kamen aber sofort hinzu und begrüssten uns freundlich. Langsam dämmerte es mir. Der Vormund hatte eine frühere Drohung wahrgemacht. Er wollte mich in diesem Heim versorgen. Scheinbar gemütlich sassen verschiedene Erwachsene um einen grossen Tisch. Alle Blicke waren auf mich gerichtet. Am liebsten wäre ich unter den Tisch gekrochen. Schliesslich sprach der Vormund: «Also gut, Charlie, alles ist in Ordnung, mach's gut, halte dich gut!» Er nahm Abschied. Die Erwachsenen nahmen mich freundlich in ihre Mitte. Erst jetzt merkte ich, dass der Vormund auch bereits die Koffer mit meinen Sachen mitgebracht hatte. Davon hatte er nichts gesagt, feige! Man kann einfach den Erwachsenen nicht trauen.»

«28. Januar 1970: Nun bin ich schon eine Woche im ‚Sunnehüsli‘, eigentlich sind alle sehr nett zu mir. Heute war mein Platz am Tisch geschrückt. Ich hatte Geburtstag. Alle gratulierten mir. Ich erhielt ein schönes Tierbuch. Tiere sind ja meine Lieblinge. Tiere lügen nicht. Mein Häschen liebt mich sicher. Wenn ich es besorge, bin ich nicht allein, sonst schon.»

«15. Februar 1970: Die anderen machen Fastnacht. Den Grossen ist es freigestellt. Als Dreizehnjähriger gehöre ich auch dazu. Ich mag nicht so ausgelassen tun. Ich will mich auch nicht verstellen. Ich habe mein Häschen ins Zimmer genommen. Ich bin nicht allein.»

«16. Februar 1970: Man darf keine Tiere im Zimmer halten! Schade. Als ich schliesslich dem Heimleiter den innersten Grund nennen musste, sonst hätte es wohl eine Strafe gegeben, meinte er, ich solle mich eben mehr den Mitschülern anpassen oder mit den Betreuern reden, die gäben sich doch alle Mühe, dass wir richtig betreut und versorgt seien. – Ja, wenn es damit getan wäre. Ich konnte dem Heimleiter nicht recht in die Augen schauen und dachte immerzu an mein liebes Häschen.»

«Ostern 1970: Die Kleineren suchten Ostereier. Ich hätte auch gerne Ostereier gesucht. Aber ich bin eben ein Grosser und musste in die Kirche. Wir hörten hier die Ostergeschichte. Auferstehung. Hoffnung. Ja, im Frühling ersteht die Welt in neuem Glanz. Das sehe ich auch. Das muss mir der Pfarrer nicht sagen. Auch in den Menschen ersteht etwas Neues. Das konnte ich nicht verstehen. Meine Kameraden wohl auch nicht, sie kicherten über irgend einen Witz. In mir gibt es nichts Neues. Ich bin allein, schon lange! Im ‚Sunnehüsli‘ hat es wohl viele Kameraden und viele Erwachsene, alle sind sehr nett, die meisten –

und trotzdem bin ich allein. Noch nie hat mich jemand gelobt, ich bin ja auch nicht besonders gut oder eifrig. Noch nie hat jemand mich bei der Hand genommen, ich bin ja ein Grosser. Noch nie hat jemand nach meiner Vergangenheit gefragt, und doch möchte ich so gerne darüber reden. Alle Menschen sind ja so beschäftigt.»

«Sommerferien 1970: Wir waren im Bündnerland in einem Ferienkoloniehaus. Ich wäre lieber zu einem Bauern gegangen. Aber man hat mich nicht danach gefragt. Mein Häschen durfte nicht mit. So war ich ganz allein. Auf einer Wanderung kam ich ins Gespräch mit Margrit. Sie fühlte sich auch allein. Sie hatte zwar noch ihre Eltern, aber die wollten nichts mit ihr zu tun haben. Wir plauderten viel zusammen. Auch im Koloniehaus setzten wir uns zusammen und redeten über unsere Probleme. Ein Erwachsener blinzelte zu uns und mahnte mit dem Finger. Warum darf man denn nicht mit einem Mädchen reden? Ist das verboten? Warum? – Am anderen Tag machten die Knaben eine Bergtour, die Mädchen gingen baden. Ich sehnte mich auf den Abend, um mit Margrit wieder ein wenig plaudern zu können. Aber ich musste mit einem Erwachsenen und zwei Kameraden jassen. Aus einigen Sticheleien merkte ich, dass ich kein ‚Geschleipf‘ haben sollte. Wieso darf man nicht mit einem Mädchen reden, wieso nicht? – Die Ferien gingen Gottlob bald zu Ende. Sie waren wohl gut organisiert gewesen, aber wieso durfte ich nicht mit Margrit reden?»

«15. August 1970: Heute musste ich zum Heimleiter gehen. Er klärte mich auf. Margrit sei keine gute Bekanntschaft für mich, sie sei ein verdorbenes Mädchen. Die Eltern würden aus dem Milieu stammen. Sie habe auch schon gelogen und gestohlen. Ich solle mich hüten. Man habe es sowieso nicht gerne, wenn Knaben den Mädchen nachlaufen. Ich habe ihm nicht gesagt, dass ich eben viel allein sei . . . und Margrit auch.»

«20. Dezember 1970: Das Weihnachtsfest war nicht übel, wir freuten uns aufs Essen. Dann gingen wir ins Bett. Mir war übel. Ich hatte zuviel gegessen. Ich verkroch mich unter der Decke. Ich war doppelt einsam nach den vielen Feiern. Morgen dürfen die anderen Kinder heimfahren. Ich bleibe im Heim. Ich darf die Tiere besorgen. Das ist auch schön.»

«28. Januar 1971: Beinahe hätten sie vergessen, dass ich heute Geburtstag habe. Ich bekam Futter für mein Häschen. Ich will ihm einen neuen Stall bauen.»

Wir können viele Tagebuchnotizen übergehen. Immer wieder stellt Charlie fest, dass er viel allein und einsam ist, dass er vieles nicht machen darf, weil «man dieses und jenes im Heim nicht tut». 1973 erfüllte er seine Schulpflicht.

«15. Januar 1973: Heute bekam ich Besuch. Mein Vormund kam und brachte mir eine Schokolade. Er erzählte Sachen, die ich schon wusste: Ich sei immer fleissig gewesen. Ich sei brav gewesen. Ich hätte mich gut angepasst. Ich sei eben auch im ‚Sunnehüsli‘ gut versorgt und betreut gewesen. Schade, dass es nicht für eine Lehre reiche. Aber eben, mir sei es ja so wohl im ‚Sunnehüsli‘, dass ich hier sicher am richtigen Ort sei, und alle seien froh um die Hilfe eines so arbeitswilligen Burschen. Ich solle mich weiterhin so recht halten, meinte er zum Schluss. Im

„Sunnehüsli“ muss man sich gar nicht halten, da wird man ja gehalten! Wie kann man selbständig werden, wenn so vieles geordnet, bestimmt oder verboten ist?»

«24. Mai 1973: Erster Zahltag. Der Heimleiter zählte mir das Geld auf den Tisch. Ich bezahlte die Pension. Trotzdem blieb mir noch einiges übrig. Gemeinsam berieten wir, wie ich das Geld am besten einteilen sollte. Eigentlich hätte ich gerne den gesamten Rest bei mir behalten. Schliesslich einigten wir uns auf 100 Stutz Sackgeld, und das übrige Geld würde ich auf die Bank bringen.»

«26. Mai 1973: Als ich heute im Werkraum eine Zange suchte, wurde ich Zeuge, wie zwei Mitarbeiter einander anbrüllten. Hei, sagten die einander schöne Worte – jetzt weiss ich, woher unsere Burschen diese bösen Ausdrücke haben! Auch mich ‚schnurrten‘ sie an: Ich müsse nicht zuhören, es gehe mich einen Dreck an! Schöne Vorbilder sind das!»

«15. Juni 1973: Als ich heute zum Tee kam, standen einige Mitarbeiter auf und gingen weg – wegen mir wohl? Unfreundlich sind diese Erwachsenen! Auch die anderen schwiegen plötzlich. Es war nicht gemütlich. Wieso plauderten sie nicht mehr? Sonst schienen sie doch immer so fröhlich zu sein!»

«23. September 1973: Im Herbst haben wir immer viel Arbeit. Abends bin ich richtig müde, und doch würde ich so gerne einmal ausgehen, ins Kino oder in die Disco. Ich getraue mich nicht.»

«1. November 1973: Gestern habe ich zufällig wieder einmal Margrit getroffen. Ich war happy. Margrit glaubt auch! Sie lachte mich an. Wir schwatzten und schwatzten. Mir wurde es ganz wohl. Sie fragte mich, ob ich einmal mit ihr ausgehen möchte. Ich sagte natürlich ja. Zum Abschied gab ich ihr einen Kuss. Juhui . . . bin ich verliebt? Ich bin nicht mehr einsam. Beinahe hätte ich vergessen, meinem Häschen gute Nacht zu sagen.»

«15. November 1973: Heute Abend gehe ich mit Margrit ins Kino. Ich bin ganz glücklich. Ich springe und eile, ich pressiere. Ich denke nur an den Abend.»

«16. November 1973: Ich war mit Margrit im Kino. Der Film war nicht besonders gut. Ich durfte Margrits Hand halten. Einmal strich sie mir über die Haare. Das war schön. Nach der Vorstellung spazierten wir noch lange. Als die Turmuhr Mitternacht schlug, erschrak ich ordentlich. Noch nie war ich so lange fort geblieben. Schnell verabschiedete ich mich. Ich bin verliebt. Oh, wie schön! Morgen will ich wieder zu Margrit. Jetzt bin ich nicht mehr allein.»

«20. November 1973: Wo ist Margrit? Ich eile abends durch die Straßen, wagte mich gestern sogar in die Disco, doch nirgends fand ich Margrit. Ich bin wieder allein, traurig einsam. Wo bist du Margrit?»

«6. Dezember 1973: Wieso gehen mir die anderen Erwachsenen immer mehr aus dem Weg? Warum blicken sie mich so sonderbar an? Heute war der Samichlaus im Heim. Ich weiss, es war der Erzieher Müller. Warum nur zeigte er

mit dem Warnfinger auf mich als ich an ihm vorüber ging zur Arbeit?»

«23. Dezember 1973: Ich möchte nicht an die Weihnachtsfeier gehen. Die anderen schauen mich so sonderbar an. Ich fühle mich wie ausgestossen. Niemand sagt etwas zu mir. Margrit habe ich auch nicht mehr gesehen.»

Viele Seiten umfassen die Notizen von Charlie. Jedermann spürt, hier, beim Schreiben hatte der ehemalige Schüler, der junge Bursche, der dienstbare Geist, der alles pflichtbewusst erfüllte, der nur selten einen Mitarbeiter enttäuschte, hier beim Schreiben hatte er seine vielen Enttäuschungen und Frustrationen zu verarbeiten versucht. Seine Tagebuchnotizen sind eine schreiende Anklage geworden gegen die Mitmenschen und Mitarbeiter, denen er alles tat, die aber kaum etwas für ihn übrig hatten, die ihn «links» liegen liessen, die seine Pflichterfüllung als selbstverständlich hinnahmen. Charlie hatte ja alles, er war ja selbstständig, alt genug um sich selber zu halten und zu erhalten.

Im «Sunnehüsli» war es nicht üblich, Probleme vor sich hinzuschieben oder zu ignorieren. Gemeinsam versuchte man immer, Ungelöstes oder Ungefreutes miteinander zu besprechen. Dieses Tagebuch, aus dem wir nur den kleinsten Teil zitiert haben, gab «Stoff» für viele Besprechungen und Besinnungen.

Einige der besprochenen Probleme seien hier anhand der Protokollnotizen wiedergegeben. Sie zeigen auf, dass selbst in einem gut geführten Heim unentdeckte Sorgen oder gar Mißstände bestehen können, und dass deren Behebung gar nicht so einfach ist, denn das Gleichgewicht, welches in dem Grundsatz jeder Heimbetreuung «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst» angedeutet ist, geht durch die zunehmende Professionalisierung der sozialen Arbeit, deren tiefster Sinn die Nächstenliebe ist, verloren. Wolfgang Schmidbauer fährt weiter: «Gleichzeitig ist dieser Verlust eine Voraussetzung der Professionalisierung. Sie kann erst stattfinden, wenn die Menschen verlernt haben, Schwäche, Regression, Kindlichkeit, Emotionalität in ihrer tiefen und umfassenden Bedeutung für ihr Leben zu sehen und zu akzeptieren. Dann werden die Gesellschaften erfolgreicher nach aussen, im Kampfe gegen die Natur und gegen andere Gesellschaften. Aber sie werden unglücklicher nach innen und müssen Helfer erfinden, die dieses Unglück verwalten. Beheben können sie es nicht, weil sie ein Teil seiner Bedingungen und Folgen sind. – Der Beziehungshelfer will nun keinen für ihn toten Stoff betreuen oder lernen, sondern er will etwas sein. Kein Wunder, dass sich die meisten jungen Leute, die von einem solchen Beruf träumen, nur sehr widerwillig dazu bequemen, Lehrveranstaltungen über sich ergehen zu lassen, in denen sie gerade das tun sollen, was ihnen sinnlos und unattraktiv erscheint. «Untersuchungen über die Motive von Psychologiestudenten haben vor allem zwei Hauptgründe herausgestellt: Den Wunsch, anderen zu helfen, und den Wunsch, sich selbst zu helfen und zu erkennen. Es wäre der Mühe wert, einmal zu untersuchen, wie viele frustrierte und enttäuschte Psychologiestudenten sich nach einer menschennahen Psychologie ausserhalb der Universitäten umsehen – und dabei nicht selten Angebote annehmen, die der sogenannte Psychoboom macht. Indirekt trägt so die seriös-akademische Psychologie dazu bei, dass Psychologie in der Öffentlichkeit immer häufiger mit den exotischen, populären und marktgerechten Psycho-

techniken des Psychobooms identifiziert wird.» (Wolfgang Schmidbauer in «Helfen als Beruf» und Heiko Ernst «Psychologie heute»)

«Die Mitarbeiter brüllten sich an!»

Sie reden nicht miteinander. Sie streiten miteinander. Sie buhlen gegeneinander um die Gunst der Betreuten. Sie erziehen «hüst und hott». Sie sind launisch. Sie werfen mit Wörtern um sich, die die Kinder nie in den Mund nehmen dürfen. Sie übersehen sich. Sie hassen einander. Sie sind zufrieden, öfters aber auch unzufrieden. Sie möchten gerecht sein, sind oft aber ungerecht, parteiisch. Sie verlieren schnell die Nerven. Sie sind unfreudlich, oft rechthaberisch. Nicht nur Charlie machte diese Erfahrungen. Wer in der Heimarbeit steht, weiss, dass dort «auch nur Menschen» wirken, dass es auch im besten Heim «menschelet». Dazu muss ein Heim-Team ehrlich stehen. Das Betreuungsteam, besser noch, die ganze Heim-Mannschaft, Heim-Familie muss sich inne werden, dass «gute Heimmitarbeiter nur sein können, wer aus eigener Selbsterziehung weiss, wessen der Mensch bedarf, um seiner Berufung gerecht zu werden. Dann stellt sich sofort die Frage, wie beständige Selbsterziehung neben der eigenen Arbeitsleistung möglich, und wie die Last dieser Aufgabe getragen werden könne. Ein Beitrag zur Lösung dieser Frage liegt sicher darin, dass der Mitarbeiter in der Arbeit selber zu finden vermag, was ihm die Kraft zu ihr gibt. Doch die Befriedigung durch diese Kraft aus der Arbeit hängt von zweierlei in uns ab: einerseits davon, ob wir Eignung und Neigung, Mut zur Verantwortung und inneres Ergriffensein von der besonderen Aufgabe mitbringen; und anderseits, ob wir alle diese Dinge in unserer Arbeit auch ständig richtig zu pflegen wissen». (Paul Moor: Heilpädagogik)

«Bei sich selbst beginnen, aber nicht bei sich enden; von sich ausgehen, aber nicht auf sich abzielen; sich erfassen, aber sich nicht mit sich befassen.»

(Martin Buber)

Die Zitate von Schmidbauer und Moor zeigen deutlich das Dilemma der heutigen sozialen Arbeit. Theorie und Praxis, persönliche Belastbarkeit und Anforderungen an den Mitarbeiter, Arbeitsvertrag, Arbeitswille, Engagement, Arbeit als Job oder Lebensaufgabe... Pflicht jedes Heimmitarbeiter-Teams wäre die Überprüfung der eigenen Standorte. Dominiert die Routine in unserem Betrieb? Lebe ich für die anvertrauten Menschen oder für meine Selbstverwirklichung? Lebe ich in Übereinstimmung mit den anderen Mitarbeitern... aber weshalb gibt es dann immer wieder diese unheimlichen Dissonanzen, Streitereien, Mißstimmigkeiten? Mehr als alle modernen Psychologie- und heimwissenschaftlichen Bücher dienen hier Pestalozzi und Moors Werke. Sie sind zwar nicht mehr «in», doch das Wesentliche unterliegt ja nicht der Psychomode, und der Psychoboom wandelt sich sehr rasch.

«Die Elementarbildung der Menschennatur ist die Bildung unseres Geschlechts zur Liebe, aber freilich nicht Bildung zu einer blinden, nein, das nicht, sie ist eine Bildung der Menschennatur zur sehenden Liebe.»
(Pestalozzi in der «Neurahrrede» von 1809)

Im «Sunnehüsli» am Abhang des Waldisberges wurde nun eifrig in Paul Moors «Selbsterziehung» gelesen, wobei erstaunliche Selbsterkenntnisse erarbeitet wurden. Der Prozess ist heute noch im Gange, denn im «Fach Selbsterkenntnis» hat man nie ausgelernt!

«Halte dich gut»

Halte dich gut, rät der Vater dem Sohne. Halte dich gut, so warnte der Vormund Charlie, und Charlie hielt sich gut, denn er war im «Sunnehüsli» sehr gut, oft auch sehr eng gehalten. «Halte dich gut» ist eines von vielen Schlagwörtern, die wir gebrauchen ohne sie mit Sinn zu erfüllen. Die ganze Versorgung oder Betreuung in einem Heim hat schliesslich den Sinn, den Schützling so zu stärken, dass er sich gut und selbstständig in der nicht immer heilen Welt halten kann. Dieser gesuchte Halt ist aber keine angeborene Konstante, sondern etwas Werdendes, und sein Werden hängt davon ab, was der Mensch selber aus seinem Leben macht. «Halte dich gut» sprechen wir zu Menschen, die erst – vielleicht wie wir – auf der Suche nach dem inneren und äusseren Halt sind, die vielleicht aber auch nie dazu kommen, weil die Umstände, die Heimmitarbeiter, die Heimordnung und die vielen Pflichten sie hindern in der notwendigen Selbstständigkeit um den eigenen Halt zu ringen. «Halte dich gut», so muntern Erzieher ihre Kinder und Schutzbefohlenen auf und geben sich selber alle Mühe, jede Gefahr, Frustration oder Verunsicherung fernzuhalten. Sie möchten ihre Schützlinge gut betreut, richtig versorgt wissen ... und nehmen ihnen dafür jede Möglichkeit der Verselbständigung. Die Overprotection ist besonders in Heimen weitverbreitet. Die Gründe zu dieser Haltung liegen in der grossen Verantwortung, die alle Heimmitarbeiter gegenüber ihren anvertrauten Menschen versprühen.

«Die Aufgabe ist also oft unlösbar; menschliche Kraft und menschliche Möglichkeiten reichen dafür nicht aus. Trotzdem muss sie klar in ihrem vollen Umfange gesehen werden. Aber eben so deutlich müssen die Grenzen gesehen werden, welche dem Helfen des Erziehers gesetzt sind durch die immer bestehenden Mängel seiner Begabung und durch die Begrenztheit seiner menschlichen Tragfähigkeit. Nur wer beides, die Unbedingtheit der Aufgabe und die Grenzen der Möglichkeiten im Erzieher, anzunehmen vermag, ist imstande, für das in der rechten Weise da zu sein, was möglich ist. Dass aber alles, was wir vollbringen, Stückwerk bleibt, muss hier auf dieselbe Weise getragen werden wie an anderen Orten auch.» (P. Moor)

Gut versorgt?

Charlies Tagebuchnotizen sind keine «Briefkasten»-Idee, sie sind Realität, und einige «Sunnehüsli»-Mitarbeiter mussten zugeben: Ja, es stimmt, Charlie war so fleissig, so angepasst, so unauffällig, dass er niemandem auffiel und sich deshalb auch nie jemand speziell mit ihm beschäftigte. Einige Mitarbeiter versuchten sich herauszureden: «Wir haben doch auch mit ihm gesprochen.» – Ja, Arbeitsanweisungen oder Verhaltensmassnahmen bekam er zu hören. Aber das zwischenmenschliche Gespräch oder die Anerkennung seiner Arbeit fehlte völlig. «Er war ja ein Grosser! Wer lobt uns? Wer sagt uns danke? So ist das Leben!»

Und die Moral von der Geschicht:
Gut versorgt war Charlie eben nicht.
Er hatte wohl Kleider, Zimmer, Essen,
doch das Wesentliche blieb vergessen:
Gefühle sind eben keine Nebensächlichkeiten,
Liebe und Vertrauen sollten unser Sein doch leiten.

Im «Sunnehüsli» wurde darnach stundenlang über das Problem der guten Versorgung und Betreuung diskutiert. Versorgen und betreuen gehen schliesslich auf den gleichen Ursprung zurück: *Sorge tragen, treu sein*. Wenn wir einen Menschen gut versorgen wollen und hoffen, er sei richtig betreut, so erwarten wir, dass ihm treu Sorge getragen wird, dass man auf seine Bedürfnisse, seine Möglichkeiten, seine Individualität Rücksicht nimmt, sie beachtet, auch wenn es oftmals unbequem oder unangenehm ist. Und man hofft zuversichtlich, dass dieses Engagement nicht bereits bei den ersten Schwierigkeiten erlahmt, dass der Heimmitarbeiter also treu zu seinem «Nächsten» steht. Dieser Erwartungshaltung steht der vielseitige Alltag gegenüber. Viele Mitarbeiter versuchen mit vielen Menschen, die aus den verschiedensten Gründen in einem Heim leben, neue Beziehungen und neue Lebenswerte aufzubauen. Die Ware «Nächstenliebe» ist aber ungleich schwieriger zu «verkaufen» als etwas Zucker oder Stoff. Ladenöffnungszeiten können nicht eingehalten werden, weil das Wesentliche einer zwischenmenschlichen Beziehung vielleicht spät abends oder frühmorgens erfolgt ... oder nicht gelingt. Die Vermittlung von Gefühlen, Geborgenheit, der Abbau von Ängsten oder Minderwertigkeitsgefühlen kann nicht auf bestimmte Stunden oder Schulfächer programmiert werden. Feedback oder Erfolgsmomente, die anspornen könnten, sind selten. Die Anforderungen an die Mitarbeiter sind gross, die Verantwortung und die bewussten und unbewussten Beeinflussungsmöglichkeiten schwerwiegend, oft zukunftsentscheidend. Trotz alledem, der Auseinandersetzung zwischen dem, was machbar ist und dem, was wünschbar wäre, zwischen dem Arbeitsplan und dem zwischenmenschlichen Einsatz, genügt eine gute Versorgung und Betreuung nicht. Wir wissen, eine gute Versorgung und Betreuung setzt beinahe übermenschlichen Einsatz und oftmals Dienst rund um die Uhr voraus. die Mitarbeiter sind optimal belastet. Noch mehr Leistung kann ihnen nicht abgefordert werden. Charlie war gut versorgt und ebenso verantwortungsvoll betreut, doch fehlte ihm die zwischenmenschliche Zuneigung, die Liebe des Nächsten – und als er einmal in Margrit Gefühle erwidert bekam, wusste man diese keimende Beziehung, weil unerwünscht oder gefährlich, zu unterbinden ohne die Notsituation von Charlie zu erfassen. Jeder Mensch möchte geliebt werden. Nur der Liebe gelingt es, das Leben sinnvoll zu gestalten.

«Die Elementarbildung der Menschennatur ist die Bildung unseres Geschlechts zur Liebe, aber freilich nicht Bildung zu einer blinden, nein, das nicht, sie ist eine Bildung der Menschennatur zur sehenden Liebe.»

Diesen schon einmal zitierten Pestalozzi-Satz gilt es im Heim in die Wirklichkeit umzusetzen. Wir müssen die Menschen nicht nur gut versorgen oder betreuen, sondern lieben und lieben lehren. Auch wenn wir alle keine «Pestalozzis» sind, müssen wir den Nächsten nicht nur versorgen oder betreuen, ihm Sorge tragen (dass er keine Dummheiten macht) oder ihm die Treue halten, sondern wir müssen ihn annehmen und akzeptieren so wie er ist, mit all seinen Tugenden und Untugenden.

Neu im VSA-Verlag erschienen:

«Begrenztes Menschsein»

Zur Forderung der Menschlichkeit in der Betreuung

Im Verlag des VSA ist eben der dritte Band der Reihe «Schriften zur Anthropologie des Behinderten» erschienen, der die 1980 eröffnete Schriftenreihe in beeindruckender Weise fortsetzt. Es handelt sich um Texte von fünf Autoren, die sich direkt oder indirekt mit der Forderung der Menschlichkeit in der Betreuung beschäftigen.

Dieser vom Zürcher Heilpädagogen Hermann Siegenthaler herausgegebene Band ist eine geradezu aufregende Neuerscheinung, die sowohl Betroffenheit auslösen, aber auch als echte Ermutigung empfunden werden kann. Sie richtet sich an Fachleute und an Laien, welche sich als Betreuer in Pflege und Erziehung mit dem Schicksal des kranken, geschädigten und behinderten Menschen auseinandersetzen müssen. Es vereinigt Aufsätze von Otto Friedrich Bollnow, Theodor Bucher, Urs Haeberlin, Hermann Siegenthaler und Werner Weber.

Alle Autoren stimmen darin überein, dass nicht allein die Gesundheit, die Stärke, die Unabhängigkeit und die sogenannte Autonomie die Menschlichkeit des Menschen ausmachen. Die Menschlichkeit, die Würde des Menschen ist letztlich ein Geheimnis, welches sich dem rationalen Begreifen, der Klugheit des Kopfes, immer wieder entzieht. Es öffnet sich hingegen der Weisheit des Herzens. Und in dieser Öffnung werden wir inne, dass Kranksein und Behinderung ebenso zum Menschsein gehören wie der gesunde Egoismus des auf Selbstbestimmung erpichten Unabhängigkeitsstrebens. Gerade im Behinderten, im Kranken, im Betagten und Sterbenden wird offenbar, dass der Mensch ein zutiefst auf mitmenschliche Hilfe und Zuwendung angewiesenes Wesen ist, das diese Zuwendung auch wieder beantworten will und beantworten kann.

Die beiden ersten zwei Bände der Schriftenreihe sind im VSA-Verlag noch vorrätig und können ebenfalls bezogen werden.

Bestellung

Wir bestellen hiermit

- Exemplar(e) «Begrenztes Menschsein/Zur Forderung der Menschlichkeit in der Betreuung», Band III der anthropologischen Schriftenreihe, herausgegeben von Hermann Siegenthaler, zum Preis von Fr. 18.60.
- Exemplar(e) «Erziehung aus der Kraft des Glaubens?» Band II der anthropologischen Schriftenreihe, zum Preis von Fr. 14.70.
- Exemplar(e) «Geistigbehinderte – Eltern – Betreuer», Band I der anthropologischen Schriftenreihe, zum Preis von Fr. 10.60.

In diesen Preisen sind die Versandkosten nicht inbegriffen.

Name, Vorname

Name des Heims

PLZ, Ort, Adresse

Bitte senden an Sekretariat VSA, Verlagsabteilung, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich.

«Das Herz des Mitarbeiters muss von tiefster Liebe zu dem konkreten Menschen, mit dem er es zu tun hat, erfüllt sein, selbst wenn dieser Mensch ausserordentlich verdorben ist und ihm viel Unannehmlichkeiten bereitet.»
(Makarenko in «Der Weg ins Leben»)

Karl Barth sagt: «Die Liebe allein zählt. Die Liebe allein siegt. Die Liebe allein besteht.» Für die Menschen in Heimen gilt dies ganz besonders, nur mit Liebe können

diese Menschen aufblühen, gesunden, zufrieden werden. Nur mit Liebe können die Mitarbeiter ihre Nächsten wirklich und wahrhaft ein neues Selbstwertgefühl, eine neue Heimat, echte Geborgenheit geben. Und alle arbeitsrechtlichen Bedingungen haben sich dieser Anforderung unterzuordnen, denn ohne die zwischenmenschliche Liebe ist jeder Einsatz (vielleicht) gute Betreuung oder Versorgung, aber niemals Aufbau und Förderung einer keimenden zwischenmenschlichen Beziehung.

Zu spät . . . unwiderruflich . . . unwiederbringlich

Alle diese schön protokollierten Erkenntnisse und viele zusätzlichen Einsichten kamen leider zu spät. Charlie war tot. Die Mitarbeiter und Schüler waren betroffen. Gerne hätten sie vieles gut gemacht, sich mehr Mühe gegeben; ja, wenn sie gewusst hätten, wie es um Charlie steht!

«Alles, was von fundamentaler Bedeutung ist, lässt sich nicht durch Vernunft allein erreichen; es muss durch Leiden erkauft werden. Leiden ist eine unendlich stärkere Macht als das Gesetz des Dschungels. Es kann den Gegner umwandeln und ihm die Ohren öffnen, die sonst der Stimme der Vernunft verschlossen sind,»

sagte einst Gandhi, der Befreier Indiens. Mit seiner Gewaltlosigkeit und Nächstenliebe setzte er ein leuchtendes Beispiel, dem nachzueifern uns Menschen aufgetragen ist.

«Vom Ende des Lebens her leben!» Wenn wir diese Weisheit zu unserer Lebensmaxime machen, werden wir nicht mehr aneinander vorbeileben, aneinander vorbereiten. Wir werden unsere Bemühungen verdoppeln, den Mitmenschen heute zu lieben und Mitmenschlichkeit nicht auf morgen oder übermorgen zu vertagen, vielleicht wäre es dann zu spät. Wir werden dann unsere Haltung überprüfen und nicht «Ja» sagen und «Nein» denken, wir werden nicht nur zuvorkommend und höflich, sondern eben mitmenschlich lieb miteinander sein. Wir werden dem Versuch, unsere Schwächen oder unser Nichtwollen scheinheilig zu überspielen, nicht erliegen, sondern in zwischenmenschlicher, christlicher Verantwortung dem Nächsten wirklich zu helfen versuchen, indem wir das Christuswort beherzigen:

«Was du einem meiner Geringsten getan hast, das hast du mir getan.»

Im «Sunnehüsli» hat man erfahren, was es heißt, zu spät . . . unwiderruflich. Die Betroffenheit war gross. Der Wille, die Lehre aus diesem traurigen Erlebnis zu ziehen, war vorhanden.

«Daheimsein ist etwas, was viele gar nicht mehr leben, kaum mehr kennen, und von dem auch Psychologie und Pädagogik nicht viel zu sagen wissen. Sprechen sie doch einmal davon, so geschieht es auf eine merkwürdig künstliche und ungeschickte Weise, so dass die Worte gar nicht enthalten, was sie eigentlich sagen sollten, und beständig an der Sache vorbeigesprochen wird. Allzu viele

sind heute nicht mehr daheim. Ihre Kinder, besonders wenn sie einmal aus der Schule entlassen sind, fliehen das Zuhause, sind jeden Sonntag, jeden Abend wo anders. Und selbst wenn sie zu Hause bleiben, bleiben sie doch nicht zu Hause, sondern lassen sich durch Zeitung, Radio, Fernsehen weit hinwegführen – und kommen nicht zum Daheimsein, zum Beieinandersein, zum Miteinandersein, zum Füreinandersein. – Es ist schwer, von etwas zu reden, das von vielen gar nicht gelebt, gar nicht bekannt und verstanden, ja oft auch gar nicht vermisst wird. Und da wir alle ein wenig leiden unter dem Verlust oder doch unter einer Bedrohung und Verarmung des Daheimseins, müssen wir den Weg zu dem, von was die Rede sein soll, erst suchen.»

(P. Moor in «Heilpädagogik»)

Paul Moor betont richtigerweise: Wir müssen den Weg suchen, denn wie schnell ist es zu spät, unwiederbringlich, unwiderruflich. Niemand mehr kann Charlie ein Daheim geben. Niemand kann die gestern versäumten «Streichleinheiten» heute nachholen. Niemand kann das heute ausgesprochene Tadelwort zurücknehmen. Niemand kann seine heutige schlechte Laune ungeschehen machen oder mit lieben Worten kaschieren. Schwer lasten Anschuldigungen, Anklagen oder Vorwürfe in der Menschen Seele, und nur zu oft kommen die Besänftigungen oder Entschuldigungen zu spät. Frustrationen prägen schnell und tiefgehend. Nur viel Geduld und neue Vertrauensbeweise können darüber hinweghelfen. Charlie ist nur ein Beispiel, wo jede Einsicht zu spät gekommen ist. Wir müssen vermehrt in uns hineinhören, um neu zu entdecken, um was es denn eigentlich geht bei der zwischenmenschlichen Betreuung. Wir müssen aber auch immer wieder nach forschen, überlegen und suchen, was unseren anvertrauten Menschen Not tut; was sie wirklich brauchen ist oft etwas ganz anderes als das, was wir ihnen geben. Sie suchen das, was sie vielleicht bis jetzt zuwenig erhalten haben: Anteilnahme, Geborgenheit, ein Daheim . . . ehe es zu spät ist!

So kehrte im «Sunnehüsli» nach dem traurigen Ereignis eine Zeit des Suchens, Sich-Bemühens ein. Betroffen hatten alle begriffen, dass alle Bemühungen, dass jeder noch so gut organisierte Einsatz wertlos sind, wenn nicht die Liebe hinter dem Engagement steht, jene Liebe, die aus dem Heim ein Daheim macht und versucht, jeden Tag jeden Menschen ein bisschen froh und glücklich werden zu lassen, jeden Tag, auch wenn die Menschen nicht immer liebenswert oder nur tugendhaft sind. Das lehrt uns Charlies Tagebuch.

Herbert Brun